

# Wenn Gott Mensch würde . . .

Karl-Heinz Crumbach SJ, München

„Wenn ein Gott für mich Mensch würde, *für mich*, liebte ich ihn, ihn ganz allein. Es wären Bande des Blutes zwischen ihm und mir, und für das Danken reichten alle Wege meines Lebens nicht . . . Ein Gott-Mensch, aus unserem gedemütigten Fleisch gebildet. Ein Gott, der erfahren wollte, wie der Salzgeschmack auf unserer Zunge schmeckt, wenn uns alles verlassen hat, ein Gott, der all das Leid im voraus auf sich nähme, das ich heute leide . . . Nein, ein Unsinn.“

Wäre Gott Mensch: eine Hoffnung, die ungeheuerlich ist, weil durch sie alles verwandelt würde. In aller Einsamkeit und Verzweiflung des Menschen würde ein Licht aufstrahlen, das durch nichts mehr verdunkelt werden kann. Es wäre wie eine neue Schöpfung, und die Nacht, in der sie geschähe, wäre jung wie die erste Nacht der Welt: „Was kann ein Menschenherz denn tiefer rühren als der Anbruch einer neuen Welt? Als die Jugend, Jugend voll Erwartung? Als der Beginn einer Liebe, wo noch alles möglich ist? . . . Ich gäbe meine rechte Hand hin, wenn ich daran glauben könnte, glauben nur für einen Augenblick!“

Bariona, der „Donnersohn“, Vorsteher eines winzigen und verlassenem Fleckens in den Bergen unweit von Bethlehem, kann es einfach nicht glauben, als die Hirten die Nachricht bringen, Christus sei geboren. Der Gedanke ist großartig, doch genügt ein einziger Blick in die Welt, um zu sehen, daß da nach wie vor nichts ist als Kälte und tiefste Finsternis. An der ausgeweglosen Situation seines Dorfes erkennt Bariona mit scharfem Blick in klaren Konturen die wahre Lage der Welt und des Menschen: „Die Welt ist nichts als ein müder Absturz ohne Ende. Die Welt ist nur ein Klumpen Erde, der nicht aufhört zu fallen. Menschen und Dinge erscheinen in einem Punkt des Absturzes, und, kaum aufgeschienen, reißt sie das allgemeine Fallen mit sich. Sie fangen an zu stürzen, sie zersetzen sich, sie zerfallen.“ Im Grunde ist es die Welt selber: das Dorf Bethsur, das nur noch Greise bewohnen, das Dorf, das im Sterben liegt – wie ein leeres Theater, in dem der Vorhang gefallen und die Zuschauer längst gegangen sind, und ringsum, wie eine undurchdringliche Mauer, Dunkel und Schweigen. Es ist sinnlos zu zeugen, Leben weiterzugeben, denn das würde die endlose Agonie der Welt nur hinausziehen: „Alle sind Besiegte . . . und der größte Wahnsinn auf Erden ist die Hoffnung.“

Und auch als alle Bewohner des Dorfes zum Stall nach Bethlehem rennen: Bariona bleibt dabei, in letzter Einsamkeit, will Zeuge und Waage

sein für das Leid aller Menschen und es in sich hineinschließen. Denn die Würde des Menschen liegt in der Verzweiflung, in der ursprünglichen Empörung der Freiheit, in der der Mensch sich als Säule des Unrechts zum Himmel erhebt.

Es ist Balthasar, einer der Weisen aus dem Morgenland, der es vermag, Bariona nachdenklich zu machen, indem er ihm zeigt, was die Geburt des Kindes im Stall bedeutet: „Hör zu! Christus wird in seinem Fleische leiden, weil er Mensch ist. Aber er ist auch Gott. Und mit seiner ganzen Gottheit steht er jenseits dieses Leidens. Und wir Menschen, die wir nach Gottes Bild geschaffen sind, wir stehen jenseits unserer Leiden in dem Maße, als wir Gott ähnlich sind.“ Deshalb darf der Mensch nicht wie Bariona endlos um sein Leid kreisen und sein Leben in der Betrachtung des Übels, der Ungerechtigkeit und des Leides verschwenden. Das Leid bleibt. Aber Christus läßt den Menschen die Wahrheit entdecken, daß der Mensch nicht beim Leid ist, sondern es übertrifft. Der Mensch selber kann dem Leid Sinn verleihen, darf es nach seinem Willen gestalten, denn alles, die ganze Welt, auch das Leid, gehört ihm. Im *Menschen* kann die Liebe Gottes begegnen, die allem Sinn verleiht. So kann sein Leben jenseits der Verzweiflung neu beginnen. „Und jedesmal, wenn ein Kind geboren wird, wird Christus in ihm und durch es geboren, um ewig verhöhnt zu werden mit ihm in allem Leid und um in ihm und durch es einmal für immer allem Leid zu entkommen.“ In allem Leid des Menschen und der Welt zeigt Christus die Möglichkeit unerschütterlicher Freude.

Bariona ist bereit, über diese gute Nachricht nachzusinnen, und beginnt zu glauben. Am Ende macht er sich auf, für das neugeborene Kind, das verfolgt wird, sein Leben zu geben.

J. P. Sartre's Stück „Bariona oder der Donnersohn“<sup>1</sup> wurde am 24. Dezember 1940 in einem Gefangenlager bei Trier uraufgeführt. Viele Gespräche mit einem jungen Priester, den Sartre gut leiden mochte, waren vorausgegangen. Der Gedanke: Was wäre, wenn Gott Mensch würde? hat ihn in dieser Zeit intensiv beschäftigt. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, welch tiefen Eindruck das Stück bei den Gefangenen hinterließ. Sartre selber spielte bei der Aufführung den Balthasar, der sagt: „So kommt er (Christus) zu den Blinden und den Heimatlosen, den Krüppeln und den Kriegsgefangenen mit der Botschaft: Gebt euer Leben dennoch weiter! Denn auch für Blinde und für Heimatlose, für Krüppel und Kriegsgefangene gibt es noch Freude!“

Sartre läßt allerdings keinen Augenblick einen Zweifel daran, daß er selber an die Wirklichkeit der Menschwerdung Gottes weder glaubte noch

<sup>1</sup> Erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht in: *G. Hasenhüttl*, Gott ohne Gott. Ein Dialog mit Jean-Paul Sartre. Styria, Graz 1972, 263–336.

glaubt: „Wenn ich mein Thema aus der Mythologie des Christentums nahm, so heißt das nicht, daß sich die Richtung meines Denkens in der Zeit der Gefangenschaft geändert hätte. Es handelte sich einfach darum, in Übereinstimmung mit den gefangenen Priestern, einen Gegenstand zu finden, der an diesem Heiligen Abend die weiteste Einheit zwischen Christen und Ungläubigen verwirklichen konnte.“

„ . . . einen Gegenstand zu finden, der an diesem Heiligen Abend die weiteste Einheit zwischen Christen und Ungläubigen verwirklichen konnte.“

Was bedeutet diese Einheit, von der die Rede ist? Zielt sie etwa nur die rührselige Gemeinsamkeit einer Weihnachtsromantik an, die vielleicht an einem Heiligen Abend, zumal in der traurigen Abgeschlossenheit und unter den Entbehrungen eines Gefangenenlagers, Menschen für eine Zeit zu verbinden vermag? Dann wäre sie trügerisch, denn der nüchterne Blick und die Helligkeit des anbrechenden Tages würde sie als Schein entlarven.

Was wäre, wenn Gott Mensch würde? Das Weihnachtsspiel „spielt“ diesen Gedanken durch – angesichts einer gottverlassenen Welt. Kann er als eine Frage aufgefaßt werden, die Christen und Ungläubige in gleicher Weise radikal betrifft, die sie gemeinsam vor die Entscheidung stellt und in der sie so wirklich sich finden? Dann aber wäre eine Einheit gemeint, die Christen und Ungläubige nicht nur an diesem oder jenem Heiligen Abend verbindet, sondern an allen Abenden der Welt.

Was wäre, wenn Gott Mensch würde? Diese Frage rührt an das alte und vielleicht bei manchen längst vergessene Leid der Frage nach Gott. Dieser Möglichkeit – schon als bloßer Möglichkeit – im Denken und Fragen Raum geben oder ihr nachsinnen wird nur ein Mensch, der auch jenes Leid neu vorkommen lassen will. Die bestimmte Frageweise läßt jenes Leid jedoch nicht länger aufkommen als bloß vage Sehnsucht nach einem „höchsten Wesen“, sondern bringt es mitten im Raum *christlichen* Redens von Gott zur Sprache: Nur wenn Gott wirklich *Mensch* würde, nur wenn er im *Menschen* gesucht und gefunden werden könnte, wäre seine Wirklichkeit erwiesen. Die Frage nach der Menschwerdung Gottes bringt diese Wirklichkeit als Möglichkeit in den Blick.

Alles hängt ja – auch für den Christen – davon ab, ob die Menschwerdung Gottes *heute* zur Sprache gebracht werden kann – Sprache hier aufgefaßt als jene Einheit von Wort und Tat, die zur Aussage wird – und so *heute* Gott sich zeigt als Mensch, *heute* im Leben und Sterben des Menschen erfahrbar ist. Die Annahme einer *vergangenen* Menschwerdung – als einmaliges Faktum – bleibt dahinter weit zurück. Vielleicht kann gerade die hypothetische Redeweise „Was wäre, wenn Gott Mensch würde?“ auch der Forderung, *heute* den Glauben zu verantworten, einen radikalen

Sinn verleihen, der nicht ausgeht von einer fertigen Antwort, die nur aufgedeckt werden müßte, sondern weiß, daß die Wahrheit einer Antwort, wie immer sie auch ausfällt, immer neu erst auf dem Spiele steht.

Nun kann aber gerade das Leben Jesu selbst als der geschichtliche Ausgangspunkt einer solchen Redeweise von Gott aufgefaßt werden. Jesus erhebt ja den Anspruch, daß in seinen Worten und Taten, in seinem Leben und Sterben Gott selber sich aussagt, Gott selber zur Sprache kommt. In seinem bedingungslosen Einsatz für den bedrohten Menschen, in seinem Kampf auf Leben und Tod kann dieses Leben selber – für Christen und Ungläubige – als Versuch einer Antwort auf die Frage gelten: Was wäre, wenn Gott Mensch würde? Ist so diese Frage im Ursprung des Christentums selber beheimatet, kann die Einheit von Christen und Ungläubigen allererst radikal gedacht werden. Durch sein eigenes Leben und Sterben gibt Jesus dem Wort „Gott“ einen neuen Sinn und stellt ihn zur Diskussion: Er gibt menschliches Leben als den „Ort“ an, an dem allein das Wort „Gott“ einen verständlichen und angebbaren Sinn erhalten kann. Das Leben Jesu ist so für alle Zeit eine „Sprachanweisung“ für den Versuch, von Gott zu reden.

Glaube ist der Entschluß, der Einladung, die Jesu Leben ausspricht, zu folgen und die neue Sprachanweisung für die Rede von Gott für sein eigenes Leben zu übernehmen. Dieser Glaube setzt voraus die uneingeschränkte Wahrnehmung von Erfahrung, die Bereitschaft, sein Herz nicht vor dem Leiden an der Wirklichkeit abzudichten, sondern es – wie Bariona – in sich einzulassen: allen Schmerz und alle Freude, alle Angst und alle Hoffnung, alle Fragen und Zweifel, das eigene und das fremde Leid.

Das Wort „Gott“ ist – nach einem Gedanken von Karl Rahner – wahrhaft „*fatum*“: „Schicksal“ und „gesagtes Wort“ in einem. Denn die Frage, ob es gelingt, in menschlichem Leben und Sterben den Sinn des Wortes „Gott“ zur Sprache zu bringen, Gottes Liebe auf dem Antlitz des Menschen ansichtig zu machen, ist in der Tat eine Schicksalsfrage.

Man kann diesen Gedanken noch weiterführen: Der Mensch, der sich diesem „*fatum*“ stellt und es in der Tat seines Lebens auf sich nimmt, steht in seinem ganzen Leben und in jeder neuen Situation immer wieder in der Spannung von *in-fans* und *Pro-phet*: in der Spannung eines hilflosen Kindes, das nicht reden kann von diesem Wort und dem in der eigenen Enge und Angst jeder Versuch nur zum Stammeln gerät – und des Propheten, der es doch immer wieder muß, an den immer wieder neu die Forderung ergeht, mit diesem Wort Zukunft anzusagen und offenzuhalten in einer Welt, die zum Sterben verurteilt scheint, der so immer wieder neu beginnt, dieses Wort in die liebende Tat seines Lebens umzusetzen, damit die Ankunft Gottes beim Menschen als Friede und Freude sichtbar wird.